

Helmut Bremer |
Andrea Lange-Vester (Hrsg.)

Entwicklungen im Feld der Hochschule

Grundlegende Perspektiven,
Steuerungen, Übergänge und
Ungleichheiten

Helmut Bremer | Andrea Lange-Vester (Hrsg.)
Entwicklungen im Feld der Hochschule – Grundlegende Perspektiven,
Steuerungen, Übergänge und Ungleichheiten

Bildungssoziologische Beiträge

Herausgegeben von der
Sektion Bildung und Erziehung
der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

Herausgeberkollegium:

Mona Granato | Christian Imdorf | Alexandra König |
Andrea Lange-Vester | Christina Möller | Oliver Winkler

Helmut Bremer | Andrea Lange-Vester (Hrsg.)

Entwicklungen im Feld der Hochschule – Grundlegende Perspektiven, Steuerungen, Übergänge und Ungleichheiten

BELTZ JUVENTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz **Creative Commons Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0)** veröffentlicht. Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode.de>. Verwertung, die den Rahmen der **CC BY-NC-ND 4.0 Lizenz** überschreitet, ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für die Bearbeitung und Übersetzungen des Werkes. Die in diesem Werk enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Quellenangabe/ Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-6536-7 Print
ISBN 978-3-7799-5861-1 E-Book (PDF)

1. Auflage 2022

© 2022 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Myriam Frericks
Satz: Datagrafix, Berlin
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985-2104-100)
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Entwicklungen im Feld der Hochschule – Einleitung	
<i>Helmut Bremer und Andrea Lange-Vester</i>	9
I Entwicklungen im Feld der Hochschule: Problematisierungen und grundlegende Perspektiven	21
Symbolisches Kapital in der Wissenschaft – zur Transformation von WissenschaftlerInnen in WissenschaftskapitalistInnen <i>Thomas Höhne</i>	22
Das Streckennetz der Metro und seine Passagiere. Theoretische und methodologische Argumente für eine biographieanalytische Perspektive in der Hochschulforschung <i>Bettina Dausien</i>	41
II Steuerungen von Hochschule und Studium	63
Corporate Design Policies als weiches Governanceinstrument zur Managerialisierung der Universitäten <i>Angela Graf und Klarissa Lueg</i>	64
Hidden Mechanism? Die Regulierung der Studienoptionen von Studieninteressierten des Dritten Bildungswegs <i>Walburga Katharina Freitag, Eva-Maria Danzeglocke und Laura Berndt</i>	77
Chancengleichheit in der Begabtenförderung? Eine Untersuchung zum Umgang mit Sozialstatistiken am Beispiel der Studienstiftung des deutschen Volkes <i>Arne Böker</i>	94
III Aneignungen, Passungen und gesellschaftspolitische Haltungen von Studierenden	109
„Warum ich da jetzt richtig bin“ – Handlungsorientierungen von Studierenden im Kontext der Ökonomisierung von Hochschulbildung <i>Sabine Freudhofmayer</i>	110
„Bleib, wie du bist, auch wenn sie sagen, dass du nichts bist!“ – Methodologische Überlegungen zu Anrufungen, Aneignungen und Transformationen im Kontext von akademischem Habitus <i>Alina Brehm und Flora Petrik</i>	123

Die fachwissenschaftliche Anrufung einer milieuspezifischen Klientel. Zur Passung von Studierenden und Studienfach am Beispiel des Elitenetzwerks Bayern <i>Katja Klebig</i>	137
Alles beim Alten oder veränderte Sichtweisen? Gesellschaftspolitische Werthaltungen von Studierenden im Zeitvergleich <i>Sebastian Dippelhofer</i>	152
IV Bildungsungleichheit und Heterogenität der Studierenden	167
Differenz in der Hochschullehre – eine Analyse von Umwelterwartungen in Medien- und Professionsdiskursen <i>Nadine Bernhard</i>	168
Doing Difference in Studiengangskulturen von MINT-Fächern. Die Vervielfältigung teilhaberelevanter Passungsverhältnisse im Lichte einer heterogenen Studierendenschaft <i>Julia Elven</i>	183
Die Studienberatung im Kontext ungleicher Bildungschancen im Studium <i>Martin Schmidt</i>	197
Digitale Praktiken und das Studium <i>Isabel Steinhardt</i>	213
Soziale Ungleichheit beim Lernverhalten von Studierenden der Ingenieurwissenschaften. Habitushermeneutisch ausgewertete Beispiele aus einer Hochschule für angewandte Wissenschaften <i>Max Reinhardt</i>	227
V Abbrüche und Übergänge	243
Studienzweifel und Studienabbruch als Ausdruck problematischer Passungsverhältnisse im akademischen Feld. Fallbeispiele aus zwei qualitativen Forschungsprojekten <i>Natalie Pape, Kerstin Heil und Heidrun Schneider</i>	244
Zwischen Wunsch und Wirklichkeit: Studienfachwahl von geflüchteten Studieninteressierten in der Studienvorbereitung <i>Michael Grüttner und Stefanie Schröder</i>	261

Should I stay or should I go? Der Studienwechsel als Indikator des Studien(miss)erfolgs – institutionelle und individuelle Perspektiven <i>Sylvi Mauermeister, Melinda Erdmann und Olaf Ratzlaff</i>	277
Biografische Wege vom Studium in die Berufsausbildung <i>Dominik Wagner-Diehl</i>	294
Verzeichnis der Autor*innen	307

Entwicklungen im Feld der Hochschule – Einleitung

Helmut Bremer und Andrea Lange-Vester

Die Veränderung des strukturellen Rahmens, in dem an den Hochschulen geforscht, gelehrt und gelernt wird, und die Reflexion dieses Umbaus und seiner Bedeutung für Wissenschaftler*innen, Studieninteressierte und Studierende bildeten wichtige Ansatzpunkte für eine Tagung der Sektion „Bildung und Erziehung“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, die im Mai 2019 in Hannover stattfand. Die Beiträge dieses Sammelbands, deren Augenmerk besonders der Gruppe der Studierenden gilt, gehen auf diese Tagung zurück.

Vielfach lassen sich die Veränderungen als Folge von Entwicklungen einordnen, bei denen sich der Staat zurückgezogen hat, die Hochschulen bzw. Hochschulleitungen mehr Autonomie erhalten haben und neue Steuerungslogiken etabliert wurden (Münch 2011). Dazu zählt beispielsweise der Einzug des New Public Management in die deutsche Hochschulpolitik etwa Mitte der 1990er Jahre, mit dem der Fokus auf die Organisation gelegt und betriebswirtschaftliche Logiken auf staatlich geführte Bildungsorganisationen übertragen wurden. Der anschließende Bologna-Prozess mit dem Resultat der neuen Studienstrukturen (u. a. gestufte Studiengänge, Standardisierung, ECTS) war in Deutschland ebenfalls mit dem Bestreben verbunden, die Hochschulen unter stärker betriebswirtschaftlichen und wettbewerblichen Gesichtspunkten zu steuern. Zielvereinbarungen, (Re-)Akkreditierungen, Evaluationen und Qualitätsmanagement sind zu festen Bestandteilen des Hochschulalltags geworden, mit denen umfassende Selbst- und Fremdbeobachtungen verankert worden sind.

Zur Veränderung der Hochschullandschaft in Deutschland hat auch die im Jahr 2005 eingeführte Exzellenzinitiative beigetragen (Hartmann 2010). Erhebliche Forschungsmittel sind seitdem auf einen kleinen Kreis privilegierter Universitäten konzentriert worden, während den Universitäten und Fachhochschulen, die von dieser Initiative nicht profitieren konnten, mindestens implizit zugeschrieben wird, in erster Linie für die Hochschulausbildung der Studierenden zuständig zu sein. Dies hat die durchaus intendierte Folge, dass sich die Hochschul- und Wissenschaftslandschaft zielstrebig in Richtung zunehmender Wettbewerbs- und Konkurrenzorientierung verändert hat – eine Entwicklung, der sich kaum eine Hochschule entziehen kann und die zu erheblichen Wandlungen auch innerhalb der Hochschulen führt. So ist die Bedeutung von Drittmitteln und befristeten Programmen in den Hochschulen angesichts knapper gewordener Grundfinanzierung über die Jahre zunehmend gestiegen.

Entsprechend hat die Planungsunsicherheit der Hochschulen – anders als in den außeruniversitären Forschungseinrichtungen – zugenommen.

Verändert haben sich auch die Beschäftigungsvoraussetzungen und -verhältnisse beim Hochschulpersonal. Der Anteil befristeter Arbeitsverhältnisse ist gestiegen; das betrifft auch die Beschäftigten der Verwaltung. In der Gruppe der wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen arbeiten seit Jahren etwa 90 Prozent der Beschäftigten auf Grundlage befristeter Verträge. Mit der in den 2000er Jahren eingeführten W-Besoldung sind für Professor*innen sog. leistungsbezogene Verträge eingeführt worden.

Zugleich sind die Hochschulen durch die ungebrochene Tendenz zum vermehrten Erwerb „kulturellen Kapitals“ herausgefordert. In den vergangenen zwanzig Jahren sind die Studierendenzahlen um mehr als eine Million auf mittlerweile fast drei Millionen gestiegen. Das betrifft die Hochschulen, Hochschulstandorte und -typen sowie Disziplinen und Studiengänge in unterschiedlicher Weise. Auch gibt es inzwischen teilweise rückläufige Bewerber*innenzahlen, die insbesondere die Existenz kleinerer Studiengänge bedrohen.

Das Spektrum der Voraussetzungen und Erwartungen der Studierenden ist in der Vergangenheit breiter geworden und bringt erhebliche Umstellungsanforderungen für die Hochschulen mit (Lange-Vester/Schmidt 2020). Auf die quantitative Zunahme und die auf den ersten Blick gestiegene Heterogenität der Studierenden, zu der auch die Öffnung der Hochschulen für beruflich Qualifizierte beiträgt, reagieren viele Hochschulen mit Programmen und Konzepten zu diversitäts- und heterogenitätssensibler Lehre und Studiengestaltung. Gleichwohl halten sich Strukturen sozialer Ungleichheit hartnäckig, ebenso wie Muster geschlechtsspezifischer wie ethnisch-kultureller und anderer Differenzen. Auch ist die Zahl der Studienabbrecher*innen trotz der Umstellung auf stärker strukturierte Studienprogramme nach wie vor hoch (Neugebauer/Daniel/Wolter 2021). Dabei besteht weiterhin Forschungsbedarf in der Frage, wie Studienabbrüche entstehen, wie sie biographisch verarbeitet werden und welche beruflichen Wege die ehemaligen Studierenden einschlagen.

Überhaupt sind Übergänge in das Studium, Studienfachwahlen (einschließlich des zweiten und dritten Bildungswegs) wie auch Einmündungen in Arbeit und Beruf vielfach wenig erforscht. Das verweist zugleich auf das Studium selbst als Statuspassage, die biographie- und lebenslauftheoretisch als eine Phase betrachtet werden kann, die für die fachliche, soziale, politische und kulturelle Entwicklung und „Identitätsbildung“ von erheblicher Relevanz ist (Richter/Friebertshäuser 2019). Die Frage, wie solche biographischen Aneignungsprozesse im Studium verlaufen, ob und wie gerade in den kürzeren Bachelorstudiengängen fachkulturelle und disziplinäre Identitäten ausgebildet und habitusspezifische Passungen hergestellt werden können, steht in der Hochschulforschung zumeist weniger im Mittelpunkt.

Die strukturellen Veränderungen betreffen auch den Studienalltag und das Studienangebot. Die inzwischen abgeschlossene und arbeitsintensive Umstellung auf die gestuften Studiengänge hat keineswegs dazu geführt, dass Ruhe eingekehrt ist. Um unter anderem berufsbegleitendes Studieren oder ein Weiterbildungsstudium in stärkerem Umfang zu ermöglichen, werden immer neue Bachelor- und Masterstudiengänge entwickelt, wobei die disziplinären Verankerungen und Zuordnungen oft diffus sind. Dabei stellen die Anforderungen und Zielsetzungen des Studiums insgesamt verstärkt auf eine Berufsbefähigung ab, die stets auch neu auf den gesellschaftlichen Wandel abzustimmen ist.

Insgesamt ergibt sich ein Bild, in dem die Hochschulen mit immer wieder neuen und teils auch widersprüchlichen Anforderungen konfrontiert sind und die Akteurskonstellation im wissenschaftlichen Feld (Bourdieu 1998) insgesamt unter erheblichen Veränderungsdruck geraten ist.

Die Beiträge des Bandes

Die Beiträge des vorliegenden Bandes greifen einige der skizzierten Aspekte und Entwicklungen auf. Im Kern geht es dabei um die Frage, wie die Beteiligten mit ihren spezifischen Voraussetzungen, Erwartungen und weitergehenden Perspektiven einerseits und die institutionell gesetzten Anforderungen andererseits in der Ausgestaltung des Hochschulalltags und der biographischen Wege und Strategien zusammenwirken. Ebenso gerät in den Blick, wie sich die skizzierten Entwicklungen im Feld der Hochschule theoretisch-konzeptionell bzw. theoretisch-empirisch fassen lassen.

I Entwicklungen im Feld der Hochschule: Problematisierungen und grundlegende Perspektiven

Grundlegend nähern sich den aufgeworfenen Fragen die Beiträge von Thomas Höhne und Bettina Dausien.

So ist mit der Ökonomisierung einer der Prozesse beschrieben, die in den vergangenen Jahren auf allen Ebenen zu massiven Veränderungen im Feld der Hochschule geführt haben. Davon ausgehend geht *Thomas Höhne* in seinem Beitrag *Symbolisches Kapital in der Wissenschaft – zur Transformation von WissenschaftlerInnen in WissenschaftskapitalistInnen* gestützt auf Bourdieus Konzept des wissenschaftlichen Feldes diesen Wandlungsprozessen nach. Zentral für seine Argumentation ist, dass Ökonomisierungsprozesse auch nicht-monetäre symbolische Güter und Profite berücksichtigen müssen. Er arbeitet heraus, dass in einem so gerahmten wettbewerblichen Geschehen zur Wahrheitssuche als dem im wissenschaftlichen Feld zentralen Aspekt die Sichtbarkeit

„als eine Art neue Währung hinzutritt“, die sich dadurch auszeichnet, dass „der Wert von Wissen und Bildung (neu) bemessen wird“. Dies ist eingebunden in ein vielfältiges und durch Digitalisierungsprozesse zusätzlich befeuertes System von neuen „institutionellen Strukturen, Praktiken und Subjektivierungsweisen“, denen sich die Akteur*innen kaum entziehen können. Es geht um eine „datenbasierte Objektivierung und Quantifizierung von Erfolg und Kapital durch Evaluation“, die eine „neue Form der Inwertsetzung von symbolischem Kapital und Akteur“ zur Folge hat und in der Figur des/der Wissenschaftskapitalisten*in kulminiert. Dadurch werden die Koordinaten des wissenschaftlichen Feldes insgesamt verschoben.

Mit den von Thomas Höhne beschriebenen Phänomenen sind Mechanismen benannt, die sich in Begriffen wie Messbarkeit, Evidenz, Kompetenzen, Evaluation, Erträgen, Optimierungen, Zitationsindex usw. äußern und auf die sich Hochschulforschung oft bezieht. Weniger im Blick der Forschung ist, wie sich die soziale Welt der Hochschule und Wissenschaft heute den dort tätigen Individuen – insbesondere Studierenden und Wissenschaftler*innen – zeigt. Hier setzt der Beitrag von Bettina Dausien mit dem Titel *Das Streckennetz der Metro und seine Passagiere. Theoretische und methodologische Argumente für eine biographieanalytische Perspektive in der Hochschulforschung* an. Ihr geht es darum, dass etwa das Studium und die Frage, ob und wie sich Studierende die Inhalte und die Kultur der Hochschule zu eigen machen, in einen biographischen Kontext eingeordnet werden muss. Das schließt die Ebenen der gesellschaftlichen Kontextualisierung (also wie etwa soziale Ungleichheit, Geschlecht und Migration wirksam werden), der Zeitlichkeit, der Perspektivität der sozialen Subjekte sowie der „Biographizität“ (verstanden als „Fähigkeit des Subjekts, sich seine konkrete soziale Welt aktiv und eigensinnig anzueignen“) mit ein. Im Ergebnis gilt es, die Individuen nicht nur als passive „Opfer“ der Strukturen zu sehen, sondern als handelnde Personen, die die soziale Welt der Hochschule und Wissenschaft mitgestalten. Dies muss, so Bettina Dausien, in der Hochschul- und Wissenschaftsforschung stärker Berücksichtigung finden.

Die beiden Texte öffnen somit unterschiedliche Perspektiven und analytische Zugänge, an die die nachfolgenden Beiträge vielfältig anschließen.

II Steuerungen von Hochschule und Studium

Die im Beitrag von Thomas Höhne herausgearbeiteten Entwicklungen bilden den Hintergrund für die Implementierung einer Reihe neuartiger institutioneller Mechanismen der Governance und anderer Formen der Steuerung, durch die Hochschule und Studium auf verschiedenen Ebenen anders ausgerichtet werden. Ein wesentlicher Aspekt für die Hochschule als Organisation ist der in den vergangenen Jahrzehnten durch verschiedene Anreizsysteme erheblich forcierte

Wettbewerb um finanzielle Ressourcen und Prestige. Zugenommen hat in diesem Zusammenhang innerhalb der Organisation die Autonomie vor allem der Präsidien und damit deren Entscheidungsbefugnis, geschwächt wurde der Einfluss der akademischen Selbstverwaltung. Mit dieser Entwicklung verbunden sind Kämpfe und Spannungsverhältnisse zwischen den neuen Steuerungsansprüchen der Hochschulleitungen und den Autonomie- und Selbstverwaltungsansprüchen der Professor*innenschaft. Dies wird im Beitrag *Corporate Design Policies als weiches Governanceinstrument zur Managerialisierung der Universitäten* von Angela Graf und Klarissa Lueg deutlich. Die Autorinnen zeigen am Beispiel der Analyse präsidialer Vorworte von insgesamt 35 Corporate Design Handbüchern deutscher Universitäten, die seit den 2000er Jahren vermehrt herausgegeben werden, wie unter dem Label des Corporate Designs einerseits Verbundenheit mit der Organisation hergestellt, zugleich aber auch Herrschaftsstrukturen innerhalb derselben gefestigt werden. Insgesamt trägt diese Form subtiler Steuerung dazu bei, das Bild der „unternehmerischen Hochschule“ zu etablieren, die sich im Rahmen einer marktförmig und wettbewerblich organisierten Wissenschaftslandschaft platzieren soll.

Die auch politisch gewollte Öffnung der Hochschulen für beruflich qualifizierte stellt als sog. „Dritter Bildungsweg“ vordergründig zunächst einen symbolisch wichtigen Schritt dar, um Kompensation für die problematische Selektivität des Schulsystems zu ermöglichen und Privilegien des Zugangs zum Studium abzubauen. Für die Bundesländer und die Hochschulen war und ist damit zugleich die Notwendigkeit der konkreten Ausgestaltung der Zugangsregelung verbunden, um die „Eignung“ der Bewerber*innen für das jeweilige Studienfach festzustellen. Walburga Katharina Freitag (unter Mitarbeit von Eva-Maria Danzeglocke und Laura Berndt) greift dies in ihrem Beitrag *Hidden Mechanism? Die Regulierung der Studienoptionen von Studieninteressierten des Dritten Bildungswegs* auf, indem sie die uneinheitlichen entsprechenden Regelungen der Bundesländer analysiert. Dabei erweist sich die Steuerung des Zugangs bzw. der Zulassung zum Studium über den „Dritten Bildungsweg“ als hoch komplexer Prozess, der auf drei Ebenen – Landeshochschulgesetze, Landesverordnungen und Hochschulverordnungen – stattfindet und in dem sich das Fortwirken selektiver Strukturen andeutet.

Die Vergabe von Stipendien stellt eine andere Form dar, Zugang zum Studium zu steuern und damit möglicherweise auch Mechanismen sozialer Selektivität entgegenzuwirken. Arne Böker geht dieser Frage in seinem Beitrag *Chancengleichheit in der Begabtenförderung? Eine Untersuchung zum Umgang mit Sozialstatistiken am Beispiel der Studienstiftung des deutschen Volkes* nach. Ihn interessiert besonders, wie die Studienstiftung selbst intern und in ihrer Kommunikation nach außen mit dem sozialstatistischen Profil der Geförderten umgeht. Mittels einer Diskursanalyse arbeitet er heraus, wie durch die selektive Auswahl und Interpretation sozialstatistischer Daten Mechanismen sozialer

Ungleichheit in der Begabtenförderung verschleiert werden und die Arbeit der Stiftung dadurch zugleich in eine „Erfolgsgeschichte“ umgedeutet wird.

III Aneignungen, Passungen und gesellschaftspolitische Haltungen von Studierenden

Die unter der Überschrift „Aneignungen, Passungen und gesellschaftspolitische Haltungen“ versammelten Beiträge verbindet, dass sie die Perspektive der Studierenden einnehmen und aus verschiedenen Blickwinkeln danach fragen, wie sich Studierende zu den strukturellen Studienbedingungen ins Verhältnis setzen, ob und wie es ihnen gelingt, „Passung“ herzustellen, und welche Haltungen zum Studium sie entwickeln.

Sabine Freudhofmayer legt in ihrem Beitrag „*Warum ich da jetzt richtig bin*“ – *Handlungsorientierungen von Studierenden im Kontext der Ökonomisierung von Hochschulbildung* zugrunde, dass die Universität im Zuge der Ökonomisierung als Organisation eine stärker nach ökonomischen Rationalitätskriterien ausgerichtete Studienstruktur entwickelt hat und entsprechende Studierpraktiken quasi einfordert. Die Autorin fragt danach, wie Studierende als Akteure innerhalb der Universität damit umgehen und wie sie ihr Studium gestalten. Gestützt auf Gruppendiskussionen mit Studierenden der Erziehungs- und Bildungswissenschaft arbeitet sie das Zusammenspiel von organisationaler Studienstruktur und den Erfahrungskonstruktionen der Studierenden heraus und kann aufzeigen, dass Studierende gewissermaßen darum kämpfen, innerhalb als eng wahrgenommener Vorgaben auch selbstbestimmte Schwerpunkte – etwa bei der Wahl des Themas für die Bachelorarbeit – zu setzen und das Studium somit für sich als Bildungsprozess zu gestalten.

Die Frage der Passungsverhältnisse wird oft im Anschluss an Bourdieu und bezogen auf die Diskrepanz des biographisch und milieuspezifisch erworbenen und an die Hochschule mitgebrachten („primären“) und des im Studium und von der Organisation erwarteten („sekundären“) Habitus untersucht. Vor diesem Hintergrund und verbunden mit dem Konzept der Anrufung (Althusser, Butler) nehmen *Alina Brehm und Flora Petrik* in ihrem Beitrag „*Bleib, wie du bist, auch wenn sie sagen, dass du nichts bist!*“ – *Methodologische Überlegungen zu Anrufungen, Aneignungen und Transformationen im Kontext von akademischem Habitus*“ in den Blick, wie Studierende sich in diesen Prozessen positionieren und einen akademischen Habitus ausbilden. Gestützt auf biographische Interviews und ethnographische Beobachtungen geht es ihnen vor allem darum, die Prozesse der Modifizierung und Transformation des Habitus empirisch einzuholen.

Katja Klebig fokussiert milieu- und klassenspezifische Passungsverhältnisse unter der Überschrift *Die fachwissenschaftliche Anrufung einer milieuspezifischen*

Klientel. Zur Passung von Studierenden und Studienfach am Beispiel des Elitenetzwerks Bayern. Hier geht es um spezielle Studienprogramme, die durch ihre Konzipierung (etwa spezifische Inhalte, internationale Ausrichtung, Forschungsorientierung) implizit Studierende adressieren, die bereits eine soziale Nähe zur Institution aufweisen. Auf der Basis qualitativer Interviews kann die Autorin aufzeigen, wie sich dadurch Passungsverhältnisse ergeben, die zudem fachspezifisch unterschiedlich ausgeprägt werden.

Mit der Herstellung von fachkultureller, milieu- und geschlechtsspezifischer Passung ist eine wichtige Ebene im Hinblick auf veränderte Aneignungsweisen des Studiums benannt. Die in den letzten Jahren weit reichenden strukturellen Veränderungen im Feld der Hochschule mit ihrer stärkeren Fokussierung auf strukturierte Planung, Standardisierung und Wirtschaftlichkeit wirken sich auf vielen Ebenen aus. Wenig untersucht sind dabei mögliche Folgen dieser Entwicklungen für die gesellschaftspolitischen Orientierungen der Studierenden. Das ist das Thema des Beitrags *Alles beim Alten oder veränderte Sichtweisen? Gesellschaftspolitische Werthaltungen von Studierenden im Zeitvergleich* von Sebastian Dippelhofer. Gestützt auf mehrere standardisierte Studien kann er herausarbeiten, dass sich teilweise, auch in Bezug auf das (Nicht-)Vertreten demokratischer Werte, problematische Entwicklungen zeigen, die durchaus Folge von Ökonomisierungsprozessen sein können. Der Beitrag unterstreicht die Aufgabe der Hochschule, nicht allein die rein fachliche Leistung der Studierenden, sondern auch ihr politisch-demokratisches Potential zu fördern.

IV Bildungsungleichheit und Heterogenität der Studierenden

Mit dem Fokus auf Passungen ist bereits auf unterschiedliche soziale und kulturelle Voraussetzungen verwiesen, die für die Sozialisation für und durch die Hochschule und damit verbundene Prozesse der Aneignung von Studium und Hochschule und die Herausbildung fachkultureller bzw. disziplinärer „Identität“ sehr bedeutsam sind. In den Beiträgen des Abschnitts „Bildungsungleichheit und Heterogenität der Studierenden“ werden solche Zusammenhänge spezifisch ausgeleuchtet.

So fragt Nadine Bernhard in ihrem Beitrag *Differenz in der Hochschullehre – eine Analyse von Umwelterwartungen in Medien- und Professionsdiskursen* nach Differenzkategorien, die als relevant für die pädagogische Praxis von Hochschullehrenden konstruiert werden. Gestützt auf institutionen- und medientheoretische Perspektiven nimmt sie die Rolle von Printmedien in den Blick und wertet mittels einer Diskursanalyse hochschulpolitische Beiträge der Wochenzeitung DIE ZEIT aus den Jahren 2010 bis 2018 aus. Im Ergebnis zeigt sich, dass in der medialen Darstellung Heterogenität eher in Form individualisierter Zuschreibungen sichtbar wird, während dahinter liegende Kategorien wie soziale

Herkunft und Geschlecht, die auf gesellschaftliche Hintergründe verweisen, weitgehend ausgeblendet und damit tendenziell auch den Lehrenden verborgen bleiben.

Dabei spielen Geschlechterdifferenzen und -ungleichheiten in zahlreichen Studienfächern eine wichtige Rolle für Passungen im Studium, die auch in den Fachkulturen zum Ausdruck kommen. Das betrifft etwa die stark männlich geprägten MINT-Fächer. Hier setzt der Beitrag von *Julia Elven* an mit dem Titel *Doing Difference in Studiengangskulturen von MINT-Fächern. Die Vervielfältigung teilhaberelevanter Passungsverhältnisse im Lichte einer heterogenen Studierendenschaft*. Gestützt auf ethnographische Beobachtungen in den Fächern Mathematik und Informatik rekonstruiert sie verschiedene, vor allem kleidungs- und sprachstilbezogene Praktiken und Codes, die in Bezug auf geschlechtliche Ungleichheit über (Nicht-)Zugehörigkeit mitentscheiden.

Vor dem Hintergrund der unterschiedlichen sozialen und kulturellen Voraussetzungen beim Zugang zum Studium ist auch danach zu fragen, was die Hochschulen selbst tun können, um Passung und das Einüben eines hochschul- und studiumaffinen „sekundären Habitus“ zu ermöglichen. Mit der Studienberatung existiert eine institutionalisierte Instanz, um diese Thematik aufzunehmen. Hier setzt der Beitrag von *Martin Schmidt* mit dem Thema *Die Studienberatung im Kontext ungleicher Bildungschancen im Studium* an. Anknüpfend an neuere professionssoziologische Arbeiten zur Habitussensibilität macht er auf die Bedeutung des milieuspezifischen Habitus der Beratenden für die Gestaltung des Beratungsprozesses aufmerksam und fragt nach der Rolle der Studienberatung bei der Reproduktion sozialer Ungleichheit.

Die Digitalisierung wird schon seit mehr als zehn Jahren intensiv im Kontext der Hochschule diskutiert und hat zu erheblichen Veränderungen geführt, wie auch der Beitrag von *Thomas Höhne* schon andeutet. Die Corona-Pandemie hat die Entwicklung massiv beschleunigt und dabei insbesondere die Bedeutung für die Hochschullehre in den Fokus gerückt. Wie dies mit Ungleichheitslagen zusammenhängt, ist bisher empirisch kaum erforscht. *Isabel Steinhardt* greift in ihrem Beitrag *Digitale Praktiken und das Studium* Fragen danach auf, inwiefern Studierende bei der Aneignung des Studiums über selbstverständlich gewordene und insofern inkorporierte digitale Praktiken des Studierens verfügen und ob dabei Strukturen sozialer Ungleichheit wirksam sind. Gestützt auf qualitative Interviews mit Studierenden der Rechtswissenschaften und der Sozialen Arbeit, arbeitet sie im Rahmen ihrer explorativen Studie heraus, dass Studierende digitale Technologien und Kommunikationsformen zwar im Alltag sehr stark nutzen, aber offenbar kaum für das Studium im engeren Sinne. Dass dabei zudem Strukturen sozialer Ungleichheit fortbestehen, verweist nicht zuletzt auf Herausforderungen für die Hochschuldidaktik.

Ungleiche Zugänge zum Studium und unterschiedlicher Formen seiner Aneignung stehen auch im Mittelpunkt des Beitrags *Soziale Ungleichheit*

beim Lernverhalten von Studierenden der Ingenieurwissenschaften. Habitus-hermeneutisch ausgewertete Beispiele aus einer Hochschule für angewandte Wissenschaften von Max Reinhardt. Er interessiert sich in seiner auf qualitative Befragungen gestützten Untersuchung für das Lernverhalten von Studierenden aus unterschiedlichen Milieus und Zusammenhänge mit dem jeweiligen Habitus. Dabei zeigt sich in den Fallbeispielen, dass für das Lernverhalten der Studierenden die Wahrnehmung und Bewertung des Gruppen- bzw. Alleinlernens sowie das Verhältnis zu Lehrenden relevant sind. Ebenfalls von Bedeutung sind Klassifikationsschemata von Hedonismus und Askese, die in den Fallbeispielen in Unterscheidungen zwischen „faul“ und „fleißig“ zum Tragen kommen. Die Ergebnisse verdeutlichen in Bezug auf die Organisation und Gestaltung der Lehre ebenfalls die Notwendigkeit, diese ungleichen Voraussetzungen und Perspektiven stärker zu berücksichtigen.

V Abbrüche und Übergänge

Auch die Beiträge, die sich mit Übergängen in ein und aus einem Studium sowie mit Fach- oder Hochschulwechsellern und mit Studienabbrüchen befassen, zeigen, dass die spezifischen Prozesse und mit ihnen verbundenen Wahrnehmungen und Entscheidungen jeweils im längerfristigen biographischen Kontext zu deuten sind. Sie hängen zudem mit einem Bündel von Merkmalen zusammen, in dem vor allem die soziale Herkunft der Studierenden, Studieninteressierten und -abbrecher*innen als jeweils wesentlich herausgearbeitet wird.

Natalie Pape, Kerstin Heil und Heidrun Schneider zeigen in ihrer qualitativen Untersuchung *Studienzweifel und Studienabbruch als Ausdruck problematischer Passungsverhältnisse im akademischen Feld. Fallbeispiele aus zwei qualitativen Forschungsprojekten*, wie die habitus- und milieuspezifisch erworbenen Bildungsstrategien der Studierenden ihre Aneignung des Studiums prägen. Entlang exemplarischer Fallbeispiele von Studienabbrecher*innen aus verschiedenen Fächergruppen werden unterschiedliche Passungen zu den Anforderungen und Erwartungen der Hochschule und des jeweiligen Studienfachs verdeutlicht. Die dauerhaften Spannungsverhältnisse zwischen Habitus und hochschulischem Feld, die aus den Passungsproblemen resultieren, führen zum Studienabbruch. Entsprechende Schwierigkeiten, den Hochschulalltag zu bewältigen, zeigen sich nicht nur bei Bildungsaufsteiger*innen, die mit dem akademischen Betrieb noch unvertraut sind; allerdings verfügen sie über vergleichsweise weniger selbstbewusste Strategien in der Aneignung des Studiums und der Verarbeitung des Studienabbruchs, den sie sich oft vor allem selbst zuschreiben.

Eine Reihe von Forschungen bestätigt, dass für den Studienerfolg unter anderem wichtig ist, eine Bindung für das gewählte Studienfach mitzubringen. Anderenfalls werden Fachwechsel und Studienabbrüche wahrscheinlicher.

Nicht untersucht ist dabei bisher die Studienfachwahl von Geflüchteten. *Michael Grüttner* und *Stefanie Schröder* gehen in ihrem Beitrag *Zwischen Wunsch und Wirklichkeit: Studienfachwahl von geflüchteten Studieninteressierten in der Studienvorbereitung* der Frage nach, inwiefern die Studienfächer, für die sich geflüchtete Studieninteressierte entscheiden, ihrem Wunschfach entsprechen. Die Untersuchung mit einem Mixed-methods-Ansatz zeigt, dass Wunsch und Wirklichkeit bei der Hälfte der geflüchteten Studieninteressierten in studienvorbereitenden Kursen nicht übereinstimmen. Dabei zeigen sich in den qualitativen Befragungen unterschiedliche Fachwahlpraktiken und Entwicklungspfade, in denen vorgängige Fachorientierungen reproduziert oder auch transformiert werden.

Während *Michael Grüttner* und *Stefanie Schröder* in der häufig fehlenden Fachbindung der studieninteressierten Geflüchteten ein erhöhtes Abbruchrisiko vermuten, kommen *Melinda Erdmann*, *Sylvi Mauernermeister* und *Olaf Ratzlaff* in ihrer Untersuchung *Should I stay or should I go? Der Studienwechsel als Indikator des Studien(miss)erfolgs – institutionelle und individuelle Perspektiven* unter anderem zu dem Schluss, dass Studierende, die nicht im Wunschfach studieren, häufiger Studienwechsel vollziehen, d. h. die Hochschule, das Studienfach bzw. den Studienabschluss wechseln, dass damit aber kein pauschal höheres Abbruchrisiko verbunden ist. Vielmehr deuten ihre empirischen Befunde auf einen positiven Zusammenhang zwischen Studienwechsel und Studienerfolg im weiteren individuellen Verlauf des Studiums. Dabei unterscheiden sich die Abschlusschancen von Studienwechsler*innen in traditionellen und reformierten Studiengängen sowie nach dem Zeitpunkt des Studienwechsels und der Fächergruppe. Zudem sind es vor allem Studierende aus akademisch geprägten Elternhäusern, die häufiger Studienwechsel vollziehen, während Studierende ohne akademischen Hintergrund das Studium eher abbrechen.

Zahlreiche junge Menschen nehmen im Anschluss an ihre Berufsausbildung ein Studium auf; dieser Weg ist längst nicht mehr ungewöhnlich. Dass umgekehrt Akademiker*innen ihrem Studium eine berufliche Ausbildung anschließen, kommt dagegen seltener vor und ist bisher auch kaum im Blick der Forschung. *Dominik Wagner-Diehl* untersucht im abschließenden Beitrag *Biografische Wege vom Studium in die Berufsausbildung* anhand narrativ-biografischer Interviews mit Akademiker*innen in Ausbildungsberufen die Frage nach der biografischen Bedeutung des Studiums in dieser Gruppe. Entlang von zwei Fallbeispielen wird insbesondere herausgearbeitet, dass Studium und Berufsausbildung in einen biografischen Gesamtkontext eingebettet sind, für den unter anderem die soziale Herkunft und damit verbundene Erfahrungen und Erwartungen relevant ist. Dabei ist die Studienaufnahme des Fallbeispiels aus akademischem Elternhaus zu selbstverständlich, als dass eine Ausbildungsoption in Betracht kommt, die letztlich zur Selbstverwirklichung beiträgt. Im Fallbeispiel der Bildungsaufsteigerin hingegen entspricht das Studium den Neigungen, ist aber nicht mit beruflichen

Strategien und realistischen Kenntnissen der Berufsaussichten verbunden; die anschließende Ausbildung dient in diesem Fall der Sicherheit.

Zu guter Letzt möchten wir allen Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge danken, die die Diskussion um die Entwicklungen im Feld der Hochschule bereichern und zur Auseinandersetzung über ein vielfältiges Themenspektrum anregen. Danken möchten wir auch Jeannine Fischer und den hannoverschen Kolleg*innen, die in bewährter Zusammenarbeit entscheidend zum Gelingen der Tagung beigetragen haben, aus der dieser Band hervorgegangen ist. Und einmal mehr halten wir sehr gerne den besonderen Beitrag und Anteil fest, den Michael Bruns am Entstehen des Buchmanuskripts hatte: Herzlichen Dank dafür!

Duisburg-Essen und Hannover, Juni 2021

Helmut Bremer und Andrea Lange-Vester

Literatur

- Bourdieu, Pierre (1998): Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes. Konstanz: UVK.
- Richter, Sophia/Friebertshäuser, Barbara (Hrsg.) (2019): Studieren – Forschen – Praxis. Erziehungswissenschaftliche Erkundungen im Feld universitären Lebens. Frankfurt am Main: Goethe Universität.
- Hartmann, Michael (2010): Die Exzellenzinitiative und ihre Folgen. In: Leviathan 38, H. 3, S. 369–387.
- Lange-Vester, Andrea/Schmidt, Martin (Hrsg.) (2020): Herausforderungen in Studium und Lehre. Heterogenität und Studienabbruch, Habitussensibilität und Qualitätssicherung. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Münch, Richard (2011): Akademischer Kapitalismus: Über die politische Ökonomie der Hochschulreform. Frankfurt am Main: edition suhrkamp.
- Neugebauer, Martin/Daniel, Hans-Dieter/Wolter, Andrä (Hrsg.) (2021): Studienerfolg und Studienabbruch. Wiesbaden: Springer VS.

I Entwicklungen im Feld der Hochschule: Problematisierungen und grundlegende Perspektiven

Symbolisches Kapital in der Wissenschaft – zur Transformation von WissenschaftlerInnen in WissenschaftskapitalistInnen

Thomas Höhne

Einleitung

Wer auf der Plattform ‚academia‘ registriert ist, hat über den Zugriff auf Publikationen hinaus auch die Option, im Premiumbereich mehrfach seine Performance zu erkunden, sich und anderen sichtbar zu machen sowie sie zu steigern, wenn einem danach ist: Man kann seine ‚growing reputation‘ tracken, nachschauen, was die wissenschaftliche Gemeinde über einen denkt und kann die Gelegenheit nutzen, zu schauen, in welchen Publikationen man wie Erwähnung findet, also quasi seine ‚Selbstwirksamkeit‘ in Sachen impact prüfen. Solche Praktiken steigern die Neugierde und wirken in gewisser Weise lustfördernd wie bei einem Spiel, bei dem die Beobachtung der anderen TeilnehmerInnen und der strategischen Planung der eigenen Ressourcen (Spieleinsatz, Gewinnchancen) im Vordergrund steht. Ein weiteres Beispiel für eine digitale Beobachtung und Vergleichbarkeit stellen die ‚Metrics‘ des Springer-Verlags dar, die auf den Bibliothekservern zu jeder Publikation zu finden sind und folgendermaßen erläutert werden:

„Altmetric calculates a score based on the *online attention* an article receives. Each coloured thread in the circle represents a different type of online attention. The number in the centre is the Altmetric score. Social media and mainstream news media are the main sources that calculate the score. Reference managers such as Mendeley are also tracked but do not contribute to the score. Older articles often score higher because they have had more time to get noticed. To account for this, Altmetric has included the context data for other articles of a similar age“ (Hervorh. T. H.).

Die „Kernkompetenz“, so Springer in einer offiziellen Stellungnahme zur Kooperation mit dem Londoner Unternehmen ‚Altmetric‘, liege darin, „Wissenschaftsliteratur in den unterschiedlichsten sozialen Netzwerken und Online-Medien zu verfolgen und das Nutzerverhalten detailliert auszuwerten“ (Pressemitteilung Springer 2014)

Neben den Zitationen und dem daraus resultierenden Impact-Factor sei

„dies ein weiterer Maßstab, der etwas über die *Relevanz des Artikels* aussagt. Die Daten stehen direkt auf der Abstract-Seite des jeweiligen Artikels auf SpringerLink zur Verfügung. Das bedeutet, dass nicht nur die LeserInnen der bezahlten Volltextversion davon profitieren, sondern jeder, der auf SpringerLink zugreift“ (ebd.).

Die umfassende Metrisierung, also quantitative Messbarkeit und Vergleichbarkeit, und die damit angeheizte gegenseitige Dauerbeobachtung sind allgemeingesellschaftliche Tendenzen (Mau 2017), mit der eine öffentliche Sichtbarkeit hergestellt und Aufmerksamkeit erzeugt wird, die auch systematisch ökonomisch genutzt werden (Franck 1998). Damit ist eine neue Form der „Reputationsökonomie“ (Gandini 2016) verbunden, die sich durch die Verknüpfung von Technologie (soziale Netzwerke, Plattformen wie academics), Subjektivierung und Formen symbolischer Ökonomien auszeichnet. Es handelt sich, wie zu zeigen sein wird, vor allem um *symbolische Formen wie Anerkennung, Reputation, Image oder Charisma, die unter Bedingungen von Ökonomisierung einen eigenen Tauschwert erhalten*.

Nicht nur im wissenschaftlichen Feld, sondern generell wird die Bedeutungszunahme nicht-monetärer symbolischer Ressourcen für die Tauschbeziehungen in allen Arbeitsbereichen beobachtet (Gandini 2016), was zur Kapitalisierung und Bewirtschaftung sozialer Anerkennung wie etwa „Image-Kapital“ führt: „Image capital [that] refers to the accumulated labor of visual resources that allows agents possessing it to yield power“ (Chow 2013, S. 251). Sichtbar gemachte symbolische Ressourcen werden vermehrt zu Machtmitteln für die Verteilung von Positionen im wissenschaftlichen Feld unter den Bedingungen von Ökonomisierung, d. h. es handelt sich gleichsam um eine *Ausweitung ökonomischer Zwecklogiken auf Formen sozialer Anerkennung*.

Identität, Identifikation und Anerkennung spielen für die kompetitive Dynamik im wissenschaftlichen Feld eine immense Rolle, wie schon Max Weber in „Wissenschaft als Beruf“ (Weber 1968) festgestellt hatte. Im Anschluss daran hat Ulrich Oevermann den Zusammenhang von Identifikation und Wettbewerb folgendermaßen treffend beschrieben:

„Den äußeren Beruf bestimmt Weber in einem höchst riskanten und durch ‚Hazard‘ geprägten Avancement zwischen Assistentur und professoralem Ordinariat, in dessen Mittelpunkt die höchst unsichere Position des privat sich alimentierenden Privatdozenten stand. Um die Frustrationen und Unwägbarkeiten dieses Avancements auszuhalten, bedurfte es einer ins Weltfremde übergehenden Identifikation mit dem inneren Beruf von Wissenschaft, deren Hervorbringungen keineswegs auf eine ihnen angemessene Würdigung im äußeren Betrieb der Wissenschaft gesichert rechnen konnten, weshalb diese Hingabe an die Sache der Wissenschaft leicht in die realitätsfremden Phantastereien über die eigene Bedeutsamkeit übergehen konnten, die

sich kompensatorisch mit den Verbitterungen über die ausbleibende Anerkennung paarten“ (Oevermann 2005, S. 16).

Der symbolische Verdienst bzw. die Aussichten darauf machen deutlich, wie die Dynamik durch Anreizsystem in einem Feld gesteuert wird, das nicht primär die Erwartungen der Akteure auf direkten monetärem Gewinn nährt, sondern vor allem die Relevanz der Anerkennung durch die ‚scientific community‘ unterstreicht.

Dies überrascht nicht, wenn man sich vor Augen führt, dass das wissenschaftlich-universitäre Feld nach Pierre Bourdieu ein Feld der kulturellen (Re-) Produktion darstellt, dessen gesellschaftliche Aufgabe die Produktion von kulturellen Gütern wie Sinn, Wissen und Können ist. Insofern sind Prozesse von Identifikation und Subjektivierung, von sinnhafter Praxis und Identität konstitutiv für Wissenschaft und Universität, die aber auch stets von Formen des Wettbewerbs durchdrungen gewesen sind. In diesen kompetitiven Auseinandersetzungen sind die *Akteure gleichsam als ganze Personen, also mit Identität und Identifikation und Erwartungen von Autonomie und Anerkennung* involviert. Dies bildet geradezu die strukturelle Voraussetzung des feldeigenen Wettbewerbs und weitergehend für die Entwicklung eines tauschbasierten Marktes, der – so eine weitere These – über die systematische Instrumentalisierung symbolischen Kapitals erzeugt und verändert wird. Dazu gehören auch die beiden eingangs erwähnten metrischen Instrumente, mit denen quantitativ die Performanz in Form von Erreichbarkeit, Impact und Wirkung von WissenschaftlerInnen sichtbar gemacht werden soll, was vergleichbar ist mit der Logik der Einschaltquote in öffentlichen Medien.

Mit dieser problematisierenden Einordnung ist die Perspektive angedeutet, die ich im Folgenden genauer ausführen möchte. Ich gehe davon aus, dass die landläufig als Ökonomisierung beschriebenen Veränderungen des wissenschaftlichen Feldes sich in Umfang und Tiefe nur begreifen lassen, *wenn man über geldwerte Gewinne oder Profitorientierung hinaus Formen der symbolischen Ökonomie und der Bedeutung symbolischen Kapitals berücksichtigt*. Denn über die klassische Bestimmung bzw. den Nomos (Bourdieu) des wissenschaftlichen Feldes hinaus, nämlich ein als wahr anerkanntes Wissen zu produzieren und es mittels institutionalisierter Bildung(-sgänge) zu vermitteln, tritt das Merkmal ‚Sichtbarkeit‘ als eine Art neue Währung hinzu, mit welcher der Wert von Wissen und Bildung (neu) bemessen wird.

Was die folgende Argumentation betrifft, so sollen im erst Schritt begriffliche Klärungen mit Blick auf Ökonomisierung und entsprechende Veränderungen im wissenschaftlichen Feld vorgenommen werden. Da ich für die Analyse die ‚feldtheoretische Brille‘ aufsetze, werden hierbei einige wichtige Elemente der Bourdieuschen Theorie des wissenschaftlichen Feldes erläutert. Im zweiten Schritt soll ein kritisches Augenmerk auf die Wettbewerbe gerichtet werden, die

bildungspolitisch initiiert und zu einem Dreh- und Angelpunkt für die Schaffung symbolischer Märkte im wissenschaftlich-universitären Feld gemacht wurden. Auch hier wird mit der Theorie symbolischer Güter bzw. symbolischer Ökonomie ein weiterer Ansatz von Bourdieu aufgenommen, der danach erläutert wird. Abschließend folgt noch ein Fazit.

1 Ökonomisierende Veränderungen im wissenschaftlichen Feld

Mit dem Ökonomisierungsbegriff wird eine gesellschaftliche und feldübergreifende Expansion ökonomischer Logiken seit den 1990er Jahren beschrieben (Bröckling/Kraßmann/Lemke 2000), die neben arbeitsmarkt-, sozial- und gesundheitspolitischen Feldern auch das schulische und universitär-wissenschaftliche Feld erfasst hat. Diese Transformation ist aber nicht als ‚feindliche Übernahme‘ der Ökonomie (miss) zu verstehen, sondern stellt ein „strategisches Projekt der Politik“ (Vogel 2007, S. 64) dar. Markt und Staat sind hierbei nicht länger nach klassischer Vorstellung getrennt,

„sondern der Markt wird selbst zum organisierenden und regulierenden Prinzip des Staates. Der Neoliberalismus ersetzt ein begrenzendes und äußerliches durch ein regulatorisches und inneres Prinzip: Es ist die Form des Marktes, die als Organisationsprinzip des Staates und der Gesellschaft dient“ (Bröckling/Kraßmann/Lemke 2000, S. 15).

Parallel zu dieser politischen Mobilisierung ökonomisch-marktförmiger Ressourcen verändern sich notwendig auch die Vorstellungen über die Akteure und die Rationalität ihres ökonomischen Handelns, wie Michel Foucault in seiner Rekonstruktion des Neoliberalismus festhält:

„Wenn die Humankapitaltheorie den Menschen als homo oeconomicus modelliert, beschreibt sie ihn im Unterschied zur ökonomischen Klassik nicht als Tauschpartner, sondern als ‚Unternehmer seiner selbst‘, der für sich selbst ein eigenes Kapital ist, sein eigener Produzent, seine eigene Eigentumsquelle (Foucault)“ (Bröckling 2007, S. 88).

Es muss jedoch betont werden, dass die beschriebene Phase einer Expansion ökonomischer Logiken nicht bedeutet, dass Bildung und Ökonomie zuvor vollkommen getrennt gewesen seien. So bilden z. B. Qualifikationen eine strukturelle Schnittstelle zwischen Bildungswesen und Arbeitsmarkt und das für die Akkreditierung eines Studiengangs obligatorische BOLOGNA-Kriterium der Employability fixiert diese stärkere ökonomische Anbindung universitärer (Aus-) Bildung auch curricular. Zudem verweist die bildungsabhängige Verteilung von Statuspositionen, also die auch ökonomisch bestimmte Allokationsfunktion von

Bildung, damit auf die weitergehende sozioökonomische Positionierung des/der Einzelnen im sozialen Raum, die neben dem erworbenen kulturellen Kapital auch durch ökonomisches Kapital bestimmt wird (z.B. Einkommen). Gegenüber diesen strukturellen sozioökonomischen Bezügen von Bildung, die sich historisch mit der Ausdifferenzierung des Feldes hergestellt haben, ist die neue Phase der Ökonomisierung zu unterscheiden, weil sich durch sie institutionelle Strukturen, Praktiken und Subjektivierungsweisen im Feld grundlegend verändern.

Bevor ich auf die Bedeutung von Wettbewerb und Konkurrenz für Wissenschaft und Universität zu sprechen komme, möchte ich im Anschluss an Bourdieu einige Spezifika des wissenschaftlich-universitären Feldes vor allem mit Blick auf die symbolische Ökonomie erläutern. Dies ist wichtig, weil jedes Feld spezifische Konkurrenz- und Wettbewerbsformen hat – Profit in der Wirtschaft, Entscheidungen in der Politik, Aufmerksamkeit in den Massenmedien und gültige Einsichten in der Wissenschaft (Reitz 2015, S. 176) – und damit, systemtheoretisch formuliert, auch spezifische „Konkurrenzmedien“ (ebd., S. 179) ausbildet: Geld in der Wirtschaft, Noten im schulischen Feld oder Publikationen im wissenschaftlichen Feld (ebd.). Die (relative) Autonomie eines Feldes bestünde demnach auch darin, über eigene Konkurrenzmedien zu verfügen und zu bestimmen, dass keine anderen Medien wie Geld oder politische Entscheidungen im Feld wirksam werden.

Das wissenschaftlich-universitäre Feld

Für Bourdieu stellen Religion, Ökonomie, Politik oder Wissenschaft interdependente soziale Felder mit einer relativen Autonomie dar, die als „Abhängigkeit in der Unabhängigkeit“ (Bourdieu/Passeron 1971, S. 190) bezeichnet wird. Sie weisen verschiedene Grade der Abhängigkeiten auf (Bourdieu/Passeron 1971, S. 213) und stehen in einem Hierarchieverhältnis zueinander. Dies ist für eine Analyse, in der die Möglichkeiten gegenseitiger Einflussnahme untersucht werden, von zentraler Bedeutung, denn Abhängigkeitsverhältnisse können sich je nach Kräfteverhältnissen ändern und Interdependenzen sind nicht fix. Die gängigen „äußeren Funktionen“ von Systemen (z.B. Qualifikationsfunktion von Bildung) werden zudem von deren „innerer Logik“ unterschieden (Bourdieu/Passeron 1971, S. 191), die erst eine relative Autonomie ermöglichen, indem sie Spielräume für widersprüchliches Handeln der Akteure eröffnen – etwa in der Schule offiziell-programmatisch pädagogisch egalitären Prinzipien zu folgen, aber die ‚reale‘ Selektion mit dem Hinweis auf ‚Leistungsgerechtigkeit‘ individualistisch zu rechtfertigen und somit permanent egalitäre Prinzipien zu konterkarieren bzw. zu unterlaufen. Der signifikante Zusammenhang zwischen sozialer Klassenherkunft und Bildungserfolg ist struktureller Art (Bourdieu/

Passeron 1971, S. 191, 207), bei dem der Habitus das Zwischenstück zwischen sozialem Raum bzw. Milieu und der inneren Logik des Systems bildet (ebd., S. 221).

Mit der Differenzierung von äußerer Funktion und innerer Logik von Feldern wird der heterogene, d.h. kooperative wie auch widerstreitende Handlungsspielraum von Akteuren im Feld erfasst, der jeweils angepasste Strategien beinhaltet. Die Handlungsmöglichkeiten der Akteure sind in einem bestimmten feldspezifischen Korridor also durchaus überdeterminiert und können in mehrfacher Weise machtorientiert, wirtschaftlich ausgerichtet, professionsethisch oder moralisch motiviert sein. Die Unterscheidung von Logiken und Funktionen entspricht gewissermaßen der Entkoppelung von Formal- und Aktivitätsstruktur, von der im Neoinstitutionalismus gesprochen wird (Meyer/Rowan 1977/2009, S. 49), um die Veränderungsdynamiken in Organisationen zu beschreiben. Im wissenschaftlichen Feld bilden sie kollektive Akteure mit einer ähnlichen, wenn auch nicht durchgehend einheitlichen Handlungslogik, da die Praktiken innerhalb von Organisationen, also die innere Logik, auch durch Machtspiele und Konflikte charakterisiert sind. Organisationen wie Unternehmen, Krankenhäuser oder Universitäten müssen über die funktional spezifizierten Zwecke hinaus (Gewinnerzielung, Heilung, Aus-/Bildung und gesichertes Wissen) auch immer soziale Normen inkorporiert haben, um ihr Handeln gesellschaftlich zu legitimieren. Dies kann etwa zur „Übernahme von externen Bewertungskriterien“ (ebd., S. 41) führen mit dem Ziel, die eigene Legitimation zu erhöhen. Ein Effekt solcher Veränderungen können formale und zeremoniell-fassadenhafte Praktiken sein, bei der Formen der „zeremoniellen Inspektion und Evaluation“ (ebd., S. 51) adaptiert werden, um die Bedeutung von Effizienz für das eigene Handeln zu demonstrieren (ebd., S. 36). In allen nicht-ökonomischen Feldern besteht ein hoher Legitimationsdruck, da deren Erfolg von Kriterien der Effizienz und die Effektivität abhängig gemacht wird. Die Funktionen von Organisationen und das Handeln der Akteure werden generalisierend durch die ökonomische-unternehmerische Brille insofern betrachtet, als Effektivitäts- und Effizienzkriterien und die Nachweispflicht von Organisationen gegenüber anderen Kriterien (Professionalität, Autonomie) gesellschaftspolitisch Priorität gewinnen. Durch die Übernahmen von Instrumenten aus der Unternehmenssteuerung kommt es zu isomorphen Angleichungsprozessen zwischen Organisationen (ebd., S. 54).

Von zentraler Bedeutung für die Veränderungen sind also soziale Normen, die Organisationen und Akteure in gleicher Weise unter Handlungs- und Legitimationsdruck setzen, *die innere Logik und die äußere Funktion miteinander neu zu vermitteln*. Die Output- und Leistungsorientierung an objektivierten-quantitativen Parametern lässt den Handlungsspielraum der Akteure kleiner und die Kopplung von Handeln, Motivation und Kontrollform enger werden als zuvor. Neoliberale Praktiken funktionieren auf der Ebene von Sanktionen, die auch über die Beobachtung und Kontrolle der Subjekte untereinander mobilisiert

und realisiert werden. Zudem wird die Einschränkung der Handlungsautonomie der Akteure nach außen als Zugewinn organisatorischer, sprich: unternehmerischer Entscheidungsautonomie verkauft und die propagierte Team- und Kooperationsprogrammatik sowie die Forderungen nach permanentem Netzwerken sollen die Akteure zusätzlich unter normativen ‚Mitmach-Handlungsdruck‘ setzen. In vielerlei Hinsicht ist die neoliberale Freiheit des Individuums eine Ansammlung paradoxer Anrufungen und beschränkt auf die Möglichkeit der ‚obligaten‘ Nutzung bereits vorentschiedener Handlungsspielräume. Dies ist zumeist verbunden mit der (impliziten) Drohung der Selbst-Exklusion derer, die die vorgegebenen Möglichkeiten zur Selbst-Inklusion fahrlässig ‚ignorieren‘. Die Prominenz des Verantwortungsbegriffs verdeutlicht die moralisch-normative Dimension neoliberaler Veränderung und die transformative Kraft des Normativen, die ‚das Faktische‘ schafft.

Was die Autonomie des wissenschaftlich-universitären Feldes nach Bourdieu betrifft, ist diese – wie die eines jeden sozialen Feldes – bezüglich der Grenzbeziehungen zu anderen Feldern relativ und gleichsam ‚Verhandlungssache‘: d. h., sie kann sich je nach Lage und Kontext graduell verändern, wenn auch nicht völlig aufgehoben werden, da der gesellschaftliche Preis dafür der Verlust seiner spezifischen gesellschaftlichen Funktion wäre. Bourdieu definiert die Autonomie des wissenschaftlichen Feldes in der Form und des Grades seiner „Brechungsstärke“, wie er es nennt: „Der entscheidende Hinweis auf den Grad der Autonomie eines Feldes ist also seine Brechungsstärke, seine Übersetzungsmacht“ (Bourdieu 1998, S. 19). Dieses Autonomieverständnis beinhaltet die feldeigenen Professionskriterien, Handlungslogiken und Wissensformen, nach denen Gewichtungen von Fragen, Problemen und Handlung im Feld vorgenommen und äußere Erwartungen an das Feld legitimerweise als heteronom abgewehrt werden können. Zur Autonomie gehören z. B. bestimmte formale oder informelle Standards bei Publikationen oder Berufungen genauso wie bestimmte Kommunikationsformate (Konferenzen, Workshops usw.) oder Kriterien der Kollegialität und ‚kultivierten Konkurrenz‘, bei der Fairness mit Wettbewerb sozialverträglich in der feldeigenen ‚scientific community‘ miteinander verknüpft werden. Dies schließt sicherlich Seilschaften, Zitationskartelle oder Monopolisierungen von Themen und Expertise, also entsprechende Konflikte, Machtverhältnisse, Exklusion und Hierarchien nicht aus, es macht aber deutlich, wie flexibel die Grenzen auch sind, innerhalb derer Feldakteure legitimerweise handeln können.

Die grundlegende Spezifik bzw. den Nomos des wissenschaftlichen Feldes sieht Bourdieu in der „Einigkeit der Konkurrenten über die Grundsätze der Bewahrheitung von Realität, über gemeinsame Methoden der Bestätigung von Thesen“, die er als „Arbeit der Objektivierung“ (Bourdieu 1998, S. 29) bezeichnet. Begriffe wie ‚Bewahrheitung‘ und ‚Objektivierungsarbeit‘ deuten auf den temporär-prozeduralen Charakter des Konsens, was in Anlehnung an Stuart Hall als eine Form „strukturierter Uneinigkeit“ (Hall 1989, S. 145) bezeichnet

werden kann, der sich in den Grenzen geteilter Überzeugungen der Profession zur Autonomie des Feldes auch verändern kann. Die Grenzen werden an den ‚Grenzverletzungen‘ sichtbar, die z.B. mit einer Politisierung des wissenschaftlichen Feldes einhergehen kann, die Bourdieu für einen Beleg der schwachen Autonomie des Feldes hält. So zeige sich „die Heteronomie eines Feldes wesentlich durch die Tatsache, dass dort äußere Fragestellungen, namentlich politische, halbwegs ungebrochen zum Ausdruck kommen“ (Bourdieu 1998, S. 19). Analog ließe sich das auch für Prozesse der Ökonomisierung konstatieren, bei denen der Wert von Wissen und Erkenntnis zunehmend an Kriterien von Verwertung oder medialer Aufmerksamkeit bemessen werden (Schimank/Volkman 2008), d. h. eine ‚Weitung‘ und Verschiebung der Grenzen des wissenschaftlichen Feldes und Neuakzentuierung des Wertes von wissenschaftlichem Wissen stattfindet.

Der Autonomiegrad von Wissenschaft und Universität ist sicherlich bei allen Versuchen der äußerlichen Einflussnahme zu berücksichtigen, genauso wie die sich ändernden Kräfteverhältnisse im Feld selbst, durch die neue Akzentuierungen und Wertsetzungen vorgenommen werden können. Der Staat hat seine spezifischen politischen, rechtlichen, bürokratischen und finanziellen Steuerungsmöglichkeiten, die er durchaus nutzen kann, um etwa durch entsprechende Programme für Verwendungsforschung die Zusammenarbeit von wissenschaftlichen und privaten Akteuren zu initiieren oder bis auf die Ebene der Lehrpraxis durch die Implementation eines Modulsystems Einfluss zu nehmen.

Das wissenschaftliche Feld besteht nach Bourdieu aus zwei elementaren Polen: Der weltliche-politische und der symbolische Pol, die jeweils zwei verschiedene Sorten wissenschaftlichen Kapitals und Macht repräsentieren (Bourdieu 1998, S. 31). In weberianischer Sichtweise spiegelt sich darin noch die Grunddifferenz von innerweltlicher, also religiös bedingter und nach innen gerichteter Askese von Arbeit und Tätigkeit des Einzelnen auf der einen Seite, an die in säkularer Form die modernen Professionen anknüpfen, und auf der anderen Seite die pragmatisch-utilitaristische, nach außen gerichtete Nutzenorientierung des Individuums, das dem philanthropischen Leitbild seit dem 18. Jahrhundert entspricht. Für Bourdieu ist der weltliche Pol mit institutionell-politischer Macht verbunden,

„die verknüpft ist mit der Besetzung herausgehobener Stellen in wissenschaftlichen Institutionen, mit der Leitung von Forschungseinrichtungen und Abteilungen, der Mitgliedschaft in Kommissionen, mit Gutachtertätigkeiten und der dadurch eingeräumten Macht über Produktionsmittel (Verträge, Gelder, Posten usw.) und Reproduktionsmittel (die Macht über Karrieren zu entscheiden oder Karrieren zu ‚machen‘)“ (Bourdieu 1998, S. 31).

Auf der Seite des symbolischen Pols findet sich symbolisches Kapital in Form von „Prestige“, das „in allen Feldern und Institutionen ähnlich beschaffen ist“ und das

auf einer „kaum oder schwach institutionalisierten Anerkennung“ der Gemeinschaft der Kolleginnen und Kollegen beruht (Bourdieu 1998, S. 31). Im Zuge der Reformen seit Ende der 1990er Jahre wurde diese unspezifische und kaum formalisierte Art der Anerkennung bzw. des symbolischen Kapitals nun formal geregelt und ökonomisch ‚respezifiziert‘, was nun genauer beleuchtet werden soll.

2 Symbolische Ökonomie, symbolisches Kapital und Wertschöpfung durch Wettbewerb

Mit Bourdieus feld- und kapitaltheoretischer Perspektive ist auch eine Erweiterung des Blicks auf ‚das Ökonomische‘ verbunden, was für die Analyse von Ökonomisierungsprozessen von zentraler Bedeutung ist. Wenn man davon ausgeht, dass zunehmend symbolische Ressourcen, soziale Kategorien der Anerkennung und sinn- und identitätsbezogene Praktiken zum Ziel systematischer Wertsteigerung gemacht werden, so kann dies nur mittels eines entsprechend erweiterten Ökonomiekonzepts analysiert werden, das diese symbolische Dimension ökonomischen Handelns berücksichtigt. Bei Bourdieu ist diese Perspektive in der Theorie symbolischer Güter dargelegt, die mit dem Pol symbolischen Kapitals im wissenschaftlichen Feld bereits angesprochen wurde. Bevor ich auf die symbolische Güterökonomie zu sprechen komme und ihre Bedeutung für Ökonomisierungsprozesse, möchte ich auf die Unterscheidung von Konkurrenz und Wettbewerb eingehen, die hierbei wichtig ist.

Konkurrenz und Wettbewerb

Um die Attraktivität und Zugkraft neoliberaler Anrufungen an die Subjekte und die Ökonomisierung des Sozialen zu verstehen, ist es notwendig, die Mobilisierung sozialer, identitätsspezifischer und alltagspraktischer Tauschbeziehungen zu berücksichtigen. Denn sowohl in den gesellschaftlichen Feldern wie auch im Alltag ringen die Akteure um Formen der Anerkennung und dies zum Teil in Konkurrenz und Konflikt (Dubet 2008). Ansehen, Achtung, Respekt, Vertrauen(-swürdigkeit) usw. spielen genauso wie enttäuschte Erwartungen, verletzte Eitelkeiten, Neidgefühle, Missgunst, Ressentiments oder Antipathien eine wichtige Rolle in allen sozialen Beziehungen und sind Motive dafür, dass Individuen auch strategisch handeln und darauf achten, welches Bild sie anderen gegenüber abgeben. Diese Strategien begründen eine Art ‚Alltagsökonomie‘, welche die Wahrnehmung der gesellschaftlichen Akteure auch in Begriffen von Tausch (Gabe und Erwartung der Gegengabe, ‚Geben und Nehmen‘) prägen, einschließlich der damit einhergehenden Ambivalenzen, Widersprüche, Verletzungen und Konkurrenzformen.

Was sich im Alltag abspielt, muss allerdings noch lange nicht funktional sein in den sozialen Feldern. Insofern sind die konkurrenten Alltagspraktiken nicht gleichzusetzen mit ‚Wettbewerb‘, Leerzeichen einfügen der im ökonomischen Feld systematisch organisiert ist bzw. in kulturellen Feldern herrscht, wenn SchriftstellerInnen um Ansehen und Preise ringen oder KünstlerInnen um öffentliche Aufmerksamkeit und Anerkennung konkurrieren. Ein Markt stellt sich erst systematisch durch die feld eigenen Kriterien und institutionellen Formen her (z. B. Literaturpreise).

Wettbewerb ist im Anschluss an Weber als „geregelter Konkurrenz“ zu verstehen, die ausgerichtet an externen Zielen und Regeln unterworfen ist, die konkurrierenden Akteuren vorgegeben sind (Kirchhoff 2015, S. 16). Ob in einem Unternehmen, einer Schule oder Universität: *In allen organisationalen Zusammenhängen herrscht eine feldspezifisch kultivierte und meritokratisch legitimierte Form des Wettbewerbs, der ihn zu einem von allen Feldakteuren akzeptierten Modus von Selektion, Allokation – also die Vergabe von Positionen nach Erfolg und ‚gesellschaftlichem Wert‘ – und Hierarchien macht.*

Eine zentrale Rolle für die feld- und organisationsspezifische Organisation von Wettbewerb spielen entsprechend Instrumente, Mittel bzw. Medien des Wettbewerbs (Reitz 2015, S. 179), zu denen traditionelle Medien wie Geld in der Ökonomie, Noten in der Schule, Preise in Literatur, Kultur und Wissenschaft genauso gehören wie neue Medien in Form von Evaluationen, Rankings oder Impact-Faktoren. Sie fungieren – wie eine Währung – als Wertzeichen, die z. B. Sichtbarkeit, Aufmerksamkeit und schließlich den Erfolg von Akteuren anzeigen. Aufmerksamkeit ist also eine wichtige symbolisch-ökonomische Ressource und erhält zunehmend ihre Bedeutung als symbolisches Kapital im Kontext einer „Ökonomie der Aufmerksamkeit“ (Franck 1994).

Mit den neuen kompetitiven Medien werden nicht nur neue symbolische Hierarchien (Listen, Tabellen usw.) eingeführt, sondern auch Wahrnehmungsformen verändert. Dies ist nicht überraschend, denn für die symbolische Dimension von Handeln und Tauschen sind zwei Dinge charakteristisch: Zum einen bezieht sie sich auf Formen der Wahrnehmung, der Kategorisierung, Klassifizierung und Distinktion und zum anderen auf die rationalistischen Abstraktionen, die mit Symbolen und Symbolisierungen (Zahlen, Quantifizierungen) verbunden sind. So repräsentiert Werbung die distinktive Dimension von Produkten, Gütern und Waren, die auf dem Markt auch als komplexe Zeichen zirkulieren und der Aufmerksamkeits-, Wahrnehmungs- und Handlungssteuerung der KonsumentInnen dient. Zum anderen sind abstrakt-symbolische Medien wie Geld und Zahlen in Form von Kennziffern, Bilanzen, Börsenkursen usw. notwendig für „kalkulatorische Praktiken“ (Vormbusch 2007) und ökonomische Transaktionen. Damit sind sie konstitutiv für moderne kapitalistische Märkte und gehören zum Kern eines differenzierten ökonomischen Feldes.